

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 30.

Grand Island, Nebr., 3. Oktober 1909. Zweiter (Theil.)

Nummer 7.

Die letzten Asten.

Wie sie in froher Schönheit stehn — Die Asten im verblühten Garten! Und haben keinen Lenz gefeiert Und dürfen keinen zu erwarten.

Sie öffneten die Sterne weit Wie große reine Kinderaugen Und spenden Trost der stillen Zeit... Tief mag der müden Herzen taugen!

Blieb nur ein Sonnenstrahl zurück — Sie freu'n sich still, daß er gegeben, Wie Menschen, die von artem Glück Ein ganzes, reiches Leben leben.

Die Nachbarn.

Erzählung von B. Ritterger.

Der Bachhofbauer stand zufrieden schmunzelnd am Fenster der niedrigen, aber großen und sauberen Stube, deren Einrichtung bei aller Einfachheit von solchem Wohlstand zeugte. Draußen fiel der Schnee in dichten Kloden, eine Augenweide für den behäbigen Besitzer des stattlichen Bauerngutes. Wenn Frau Holle tüchtig ihre Betten schüttelt, das ist sehr gut für die Winterzeit und gibt Feuchtigkeit für die Frühjahrsernte! Und jede gute Ernte mehr den Besitz an Land und an Vieh. Na, ja, sein Junge, der konnte später mal den Gutsbesitzer spielen! Deshalb hatte er ihn auch auf die Realschule geschickt und ihn als Einjährig-Diensten lassen. Und dann hatte der Wilhelm noch eine landwirtschaftliche Schule besucht und nun war er schon seit einem Jahr auf Haus und nahm sich der Wirtschaft an. Ein tüchtiger Junge war er, der Wilhelm, und ein hübscher Kerl, nach dem alle Mädchen aucten. Bei dem Gedanken umschloß sich die Stirn des Bachhofbauern, und unwillkürlich flog sein Blick nach dem etwas höher gelegenen Häuschen seines Nachbarn, des Hans-Christians. Und seine Rechte ballte sich zur Faust und schlug drohend auf das Fensterbrett, so daß die Bäuerin, die stürmestoppend am Tisch saß, erschrocken aufschrie: „Na, Alter, was giebt's denn? Is was auf'm Hof net in Ordnung?“

„Was soll denn auf'm Hof net in Ordnung sein? Auf meim Hof? Na, ich hab' nur grad an unsern Jung' gedacht und daß er's ausführen könnt' da' unter den Mädeln weit und breit. Bin überzeugt, der Sägmüller gab' ihm sei Marie jeden Tag, da bekam der Wilhelm einen schönen Bogen Geld in die Hand und könnt' mit den Gutsbesitzern rinasum aufnehmen! Denn die Marthe ist eine Feine; beim letzten Landwirthschaftsball hat sie aktuell wie ein Stadträdelin ausgeföhrt und eine so noble Sprach' hat sie!“

„Und über uns einfache Schwiezerleut' thät' sie sich lustig machen, wenn ihr auch vielleicht unser Junge recht war.“

„Alter Na, na, die Marthe, das ist keine Gute, das sieht man ihr gleich an. Ein rechter Schmutzstiefel ist sie.“

„Au, hör' aber auf, Gretlies — Ihr Weibsteut' wist' auch immer was aneinander auszusprechen. Ich glaub', wenn ein leibhaftiger Engel vom Himmel thät' fallen, so wär er Dir doch nit gut genug für den Wilhelm!“

„So, meinst' Du bist' aber sehr im Arterhum. Ich verlan' keinen Engel vom Himmel — ich wär' grad zufrieden mit dem Hans-Christians Bärbele, aber du —“

„Kommt' du mir noch emal damit? Hast vergessen, daß ich von der Sach' mir mehr hören will?“

„Ach Gott, Alter, ihu' nur net gleich gar so wüß. Ich muß davon reden, ich muß! Der Wilhelm — siehst' denn net, wie er immer stiller und trübseliger wird? Sein ganzes Herz hängt an dem Bärbele, und eh' er eine andere nimmt —“

„Das wird sich finden! Da heist' einfach entweder, oder. Entweder er nimmt die Säemüllermarthe oder, wenn er partuk net will, ein anderes reiches Mäde, das was vorstellt, oder er lann unter die Leut' gehn und sich sein Brot mit seiner Hände Arbeit verdienen. Ich hab' mich net für die Bettelgesellschaft da drüben geplagt und gefandun. Das könnt' dem Hans-Christians freilich paf', daß sei Mäde sich hier ins warme Nest setzt und die Großbäuerin spielt und die sechs Geschwister mit auffüttert. Aber daraus wird nix, das merk' dir ein für allemal.“

Der Bäuerin traten die Thränen in die Augen und leise, zaghaft erwiderte sie:

„Ach, Alter, denkst' du denn gar nimmer daran, wie cut wir immer miteinander waren, die Hans'leut' und mir, wie mir uns belagerten sind in so mancher Noth und wie oft mir gemüthlich beieinander gesessen haben an den Winterabenden und haben geplaudert von dem und jenem? Und mir wär's halt gar lieb, das Bärbele zur Tochter zu kriegen, und

unter Wilhelm bekam' eine tüchtige, fleißige Frau und es wär wieder Frieden zwischen dem Bachhof und dem Häusle dort oben. Is ist gar so traurig, wenn man sich beimah' in die Fenster guckt und sich net einmal mehr die Tageszeit bietet, wenn man sich bezeugnet 's kommt mir geradezu sündhaft vor!“

Die Gretlies stand nach diesen Worten auf und verließ die Stube. Sie fürchtete sich vor einem Vornausbruch ihres Mannes, aber einmal mußte sie ihrem Herzen Luft machen. Am Hausflur ließ sie mit dem Sohn zusammentreffen. Sie zog ihn in die Kammer auf der anderen Seite des Flurs und sagte:

„Geh' jetzt net zum Vater. Er is ara bös auf dich. Ich hab' noch einmal um besten geredt' wegen dem Bärbele, aber es is nix zu machen. Der Vater hat sein Kopf draufgesetzt, daß du ein reiches Mäde heirathen und einen großen Gutsbesitzer spielen sollst und —“

„Und das thu' ich nicht, Mutter! Eher geh' ich auf und davon und laß den Hof mit allem, was drum und dran fahren. Das Bärbele wird meine Frau, wenn's auch noch ein Weibchen dauert. Es ist doch mein Leben, um das es sich handelt, nicht um dem Vater sein. Wenn mir das Bärbele recht ist, kann's ihm doch auch recht sein. Aber ich weiß schon, der Vater giebt nimmermehr nach. So wär's am besten sein, ich such' mir eine Stelle als Verwalter und hol' mir das Bärbele, sobald ich eine Frau ernähren kann. Wilst' du's dem Vater sagen, so hab' ich nichts dagegen.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, wendete der Wilhelm sich der Thür zu, und die Bäuerin hörte, wie er die Treppe zum Obergeschoß heraufging. Ach, das war ein Glend! So zwei harte Köpfe. Da gab' keiner nach, und ihr ganzes häusliches Glück ging in Trümmer, wenn nicht der Himmel ein Einsehen hatte und alles zum Guten wendete. Aber wie das möglich sein sollte, das konnte die Bachmüllersgretlies sich nicht ausdenken.

Frau Holle wurde nicht müde, ihre Betten zu schütteln, tagelang fiel der Schnee ohne Unterlaß. Dann trat scharfer Frost ein, und es war winterstill um die Häuser der feindlichen Nachbarn. Die beiden Anwohner saßen etwas vom Dorf entfernt, am Weidbach, von dem der Besitz des Bachhofbauern seinen Namen hatte. Es herrschte augenblicklich trübe Stimmung im Bachhof. Der Bauer ging mit gefurchter Stirn umher, und die Gretlies sah aus, als ob sie viele heimliche Thränen weine. Der Wilhelm nahm sich äußerlich zusammen und ließ es niemals an der schuldigen Ehrerbietung gegen den Vater fehlen. Aber er pfiff und sang nicht, wie das sonst seine Gewohnheit war; er stüdierte eifrig die landwirthschaftliche Zeitung, aber sonderbarer Weise nur den Anzeigentheil. Und dann schrieb er Briefe, die er stets selbst in's Dorf auf's Postamt trug. Es gab keinen Streit im Bachbauernhof, alles ging still und friedlich zu, aber dieser äußerliche Friede war die Ruhe vor dem Sturm.

Dann kam ein Tag, der der Herrschaft des Winters ein Ende machte; die Temperatur stieg mit ungewöhnlicher Schnelligkeit, und heftige, anhaltende Regengüsse brachten die Schneemassen rasch zum Schmelzen. Der sonst so harmlose Weidbach, der seit Menschengedenken kein Unheil angerichtet hatte, schnell zum reißenden Strom an. Die Brücke, die den Verkehr mit dem Dorf vermittelte, widersprach nur ganz kurze Zeit dem Anprall der Eischollen. Nun war der Bachhof und das Häuschen des Hans-Christians von jeder Verbindung mit dem Dorf abgeschnitten, dessen tiefer gelegener Theil ebenfalls gefährdet war. Gegen Abend stieg das Wasser rapide, die Sturmglode löste vom Dorfe herüber, und die einbrechende Dunkelheit vermehrte das Grauen. Aber immer noch glaubte der Bachhofbauer an seine ernsthafte Gefahr. Was seit Menschengedenken nicht geschehen, warum sollte das nun gerade ihn treffen? So hoch konnte das Wasser ja gar nicht steigen; das untere Dorf lag eben tiefer, als der Bachhof. Nur aus Vorsicht ordnete der Bauer an, daß Niemand sich zum Schlafen legen sollte.

Rechte und Mäde saßen in der Bestenbestube beisammen, und der Bauer und sein Sohn gingen von den Ställen zum Haus — vom Haus zu den Ställen, und nach und nach verslor der Bauer seine gute Zuversicht,

und litt es, daß seine Frau und der Wilhelm die Bettstüde und sonstige werthvollere Gegenstände ins Obergeschoß trugen. Draußen heulte der Sturm und mischte sich mit dem gurgelnden Geräusch des näher und näher kommenden Wassers zu einer unheimlichen Melodie. Die Mäde jammernten, und schon drang das Wasser in den Flur und bespülte die Schwelken der Thüren. Es wurde ernst, und während der Bauer noch mit seinem Sohne berieth, welche Maßregeln man ergreifen könne, um zunächst das Vieh in Sicherheit zu bringen, nach Hilfe von außen. Der Hans-Christians, der schon seit Monaten den Bachhof nicht mehr betreten hatte, kam mit seinem ältesten Jungen.

„Macht schnell,“ so ruft er, „schafft alles 'nauf zu mir! In einer halben Stund' ist's zu spät!“

Der Bachhofbauer erwiderte kein Wort; man sah ihm an, daß er mit sich kämpfte, ob er die gebotene Hilfe annehmen sollte. Die Gretlies sagte leise:

„Ach Gott, Christian, das Unglück, das Unglück! Und daß du — dann verfluchte sie mit einem ängstlichen Blick auf ihren Mann.“

„Ach was, jetzt is tei' Zeit zu Redensarten, Gretlies, jetzt heist' es anpacken! Zuerst die Pferd' und die Küb' — macht fir! — da, in der Minute is 's Wasser schon wieder gestiegen!“

Der Wilhelm, in dessen Augen trotz aller Schrecknisse ein freudiges Licht glom, rief: „Ich schaff' gleich die Braunen fort!“, und der Vater ließ ihn gehen. Es begann nun ein eifriges Schaffen, ein eiliges Hin und Her zwischen dem Bachhof und dem Häuschen des Hans-Christians. Nach einer halben Stunde war alles Vieh geborgen, und die Bewohner des Bachhofes füllten die kleinen Räume des Nachbarhäuschens. Nur der Bauer selbst hatte es nicht betreten. Niemand als das Bärbele achtete in der Verwirrung darauf, daß er sich mit seiner Laterne wieder dem Hofthor zuwendete. Mit flinken Schritten eilte sie ihm nach und legte ihm zaghaft die Hand auf die Schulter. Er fuhr herum: „Na, was soll's?“

„Wo wollt' Ihr denn hin, Bachhofbauer — warum bleibt' Ihr nicht bei uns? — So stammelte das hübsche Mädechen. „Ihr könnt' ja nimmer zurück — ich bist' Euch.“

„Nix da! Is mir sauer genug geworden, die Hilf' anzunehmen; aber das arme Vieh hat mich gebauert, und wegen meiner soll niemand in Gefahr gerathen. Aber ich selber — mich bringen keine zehn Pferd' und tei' Wasser und nix dazu, daß ich 'was thu', was ich einmal net will. So, nun weih''s, was du zu wissen brauchst, und nu laß mich aufziehen.“

„Ach Gott, so bleibt' doch nur, Bachhofbauer. Ach — ich — weiß wohl — 's ist doch wohl nur wegen mir, daß Ihr — aber ich hab's ja dem Wilhelm schon tausendmal gesagt, daß ich net gehen Euren Willen seine Frau werden kann, so tut' ich ihm auch hin. Er glaubt's nur net, daß 's mei' Ernst is. Aber Ihr glaubt' mar's, gelt, und Ihr bleibt' bei uns, bis das Wasser sich wieder verlaufen hat? Hört, wie's tobt da unten! Die Mutter Gretlies! — So hatte das Bärbele, als es noch kaum sprechen konnte! Die Bachhofbäuerin immer genannt — die Mutter Gretlies thät' ja vor Sora' umkommen, wüßt' sie Euch in solcher Gefahr.“

Die Angst um den Vater ihres Wilhelm stand auf dem Mädechens Antlitz geschrieben — todtbläß sah's im Schein der Laterne aus, und der Anblick machte das harte Herz des Bachhofbauern weich.

„Mäde, Mäde, was machst' du aus mir!“ Seine Stimme klang ungewohnt sanft bei diesen Worten, und er fachte Bärbeles Hand und ging mit ihr über den Hof und trat über die Schwelle des Nachbarhäuschens, das er so lange gemieden. Die Rechte und Mäde, die im Flur herumstanden, machten große Augen, als das Paar an ihnen vorüberschritt. In der offenen Stubenthür blickte der Bachhofbauer und sagte laut:

„Habt' ihr noch ein Plätzle für mich, so bitt' ich um Quartier. Ach wüßt' wieder zurück auf den Bachhof, aber das Bärbele hat mich so schön gebeten, und ich wüßt' doch meiner zukünftigen Schwiegereltern net die erste Bitt' abschlagen. Christian, wilst' bei Mäde dem Wilhelm geben? Is zwar eigentlich jetzt net die rechte Stund', von Hochzeit zu sprechen, aber ich mach' gern meine Wirthschaft.“

Damit trat er dem Hans-Christians die Hand hin, und der schlug sofort kräftig ein. Und die Sturmglode, die immer noch vom Dorf herüber klang, wurde den feindlichen Nachbarn zum Friedensgeläute.

Opfer der Forschung.

Professor Metschnikow, der berühmte Bakteriologe vom Pasteur-Institut, widmet in der französischen Revue Ze suis tout einen bemerkswerthen Aufsatz den Männern, welche im Dienste der Wissenschaft den Märtyrertod gefunden haben.

Die Zeiten, wo die Entbeder von Naturgesetzen ihre Errungenschaften abschrieben oder mit dem Tode bezahlen mußten, scheinen glücklicherweise für immer beendet zu sein. Doch ist in unserer Epoche die Verfechtung einer neuen Wahrheit manchmal mit derartigen Kämpfen verbunden, daß der Entbeder daran zugrunde geht. So verfiel der ungarische Arzt Semmelweis, der den Erreger des Kindbettfiebers entdeckt hat, infolge der heftigen Anfeindungen seiner Berufsgenossen in Jersin.

Niel zahlreicher sind jedoch die Opfer, die die Forscherthätigkeit selbst fordert. Neben der Chemie ist es hauptsächlich die Medizin und innerhalb dieser Wissenschaft die Bakteriologie, die die Gelehrten großen Gefahren aussetzt. Die fortwährende unmittelbare Verührung mit den böartigen Krankheitsregenen wird trotz der peinlichsten Vorsichtsmaßregeln nur dazu oft verhängnißvoll.

Die Pest, welche in früheren Jahrhunderten unter der Bevölkerung ganzer Länder Verwüstungen anrichtete, ist heute keine Massengefahr mehr, wohl aber eine für die Letzte. Seitdem der Erreger der Pest, ein fettenförmiger Kokkus, entdeckt ist, kann diese furchtbare Krankheit schon in ihren ersten Stadien durch ein spezielles Serum festgestellt und daher mit geeigneten Mitteln so wirksam bekämpft werden, daß sie nicht um sich greift. Doch ist die Herstellung des Serums außerordentlich gefährlich. Man erinnert sich noch an den Wiener Arzt Dr. Müller, der sammt dem Barteperonal bei der Behandlung seines Laboratoriumsdienstes starb. Legterer hatte sich an pestkranken Ratten angeekelt. 1893 beschäftigte sich Dr. Sachs vom Reichsanstitut in Berlin mit der Herstellung von Pestserum. Er infizierte sich und starb. Der Wärter, welcher ihn gepflegt hatte, erkrankte ebenfalls, konnte aber dank wiederholten Injektionen mit dem von Dr. Sachs hergestellten Serum gerettet werden. Ein umgekehrter Fall ereignete sich in einem Petersburger bakteriologischen Institut. Hier erkrankten zwei Diener, Wirthschafts- und Schreiber, die mit Kulturen von Pestbazillen in Verbindung kamen, und starben trotz der ihnen verabreichten Injektionen. Ein Arzt, Dr. Podolski, hingegen, der sich bei der Autopsie des Verstorbenen ansteckte, wurde geheilt.

Vielleicht noch gefährlicher als die Behandlung der Pestbazillen ist die bakteriologische Erforschung der Roghkrankheit. Die Untersuchung des Roghbazillus hat schon so viele Leben gekostet, daß es nur wenige bakteriologische Institute gibt, die die Herstellung des diagnostischen Serums gegen die Roghkrankheit übernehmen. Gleich der erste Gelehrte, der ein solches Serum herstellte, der Thierarzt Helmann vom Petersburger Medizinischen Versuchsinstitut, erkrankte und starb nach mehreren Jahren unter großen Schmerzen. Die Roghkrankheit ist bekanntlich eine Thierkrankheit, die sich jedoch auch auf den Menschen überträgt und vernichtend wirkt.

Einen eigenthümlichen Verlauf nahm die Erforschung des Cholerabazillus. Nach seinen großen Erfolgen auf dem Gebiete der Bakteriologie wandte Pasteur seine Aufmerksamkeit dem Erreger der Cholera zu. Er rüstete eine Expedition nach Aegypten aus, die die Cholera untersuchen sollte. Ein junges, aber hervorragendes Mitglied des Pasteurschen Instituts, Dr. Thuillier, der an der Spitze der Expedition stand, erlag jedoch gleich beim Beginn seiner Arbeiten der Cholera, so daß die Expedition resultatlos zurückkehren mußte.

Nun besaßte sich Koch mit derselben Frage und entdeckte tatsächlich im Körper von Choleraerkranken einen Bazillus, den er auf Grund zahlreicher Versuche als den eigentlichen Erreger der Krankheit bezeichnete. Die Entdeckung stieß jedoch auf starke Zweifel. Viele Gelehrte erklärten, der Kochsche Bazillus könne nie und nimmer die Cholera erzeugen. Sie behaupteten, ihrer Sache so sicher zu sein, daß sie Reinkulturen des betreffenden Bazillus zu verschlucken bereit wären. Petershofer, der heftigste Gegner Kochs, that dies wirklich, seinem Beispiel folgten viele andere Forscher. Keiner von ihnen erkrankte an Cholera. So schien es, daß Kochs Hypothese völlig widerlegt war. Die Frage war außerordentlich schwierig, da die Cholera auf

Thiere nicht übertragbar ist und die Versuche daher nur an Menschen gemacht werden konnten. Mit der Zeit stellte es sich heraus, daß der Kochsche Bazillus dennoch Cholera erzeugen könne, wenn im Magen und in den Gedärmen gewisse Bedingungen vorhanden sind. Ein glücklicher Zufall hatte es gefügt, daß es bei den Gegnern Kochs an diesen Vorbedingungen gefehlt hatte! Sie wären sonst unbedingt der Cholera erlegen, da sie erhebliche Mengen der Bazillen-Kulturen eingenommen hatten.

Zu den Opfern der Forschung muß man im Zeitalter der Tiersehnerie auch die zahlreichen Tiere rechnen, an denen Versuche mit Krankheitsregenen vorgenommen werden. Der lebende Körper ist für die medizinische Forschung leider unerlässlich. Nun haben wir aber schon an dem Beispiel der Cholera gesehen, daß die Thiere sich nicht bei allen Krankheiten als Versuchssubjekte verwenden lassen, daß sie für gewisse Krankheitsregenen nicht empfänglich sind.

Die Forschung ist also direkt darauf angewiesen, sich ihre Opfer unter den Menschen zu suchen. An sich selbst können die Gelehrten ihre Versuche nicht dauernd machen, soll die Wissenschaft vorwärtsgebracht werden. Immer wieder taucht daher in Forscherkreisen der Gedanke auf, Verbrecher, die zum Tode verurtheilt sind, als menschliches Versuchsmaterial zu gebrauchen. Nimmt der Versuch keinen tödtlichen Verlauf, so soll den Verurtheilten das Leben geschenkt werden. Pasteur hatte seinerzeit einen derartigen Vorschlag dem Kaiser Dom Pedro von Brasilien unterbreitet. Die Geschichte der medizinischen Forschung kennt bereits mehrere Fälle, in denen Delinquenten mit großem Nutzen für die Wissenschaft Versuchen unterworfen wurden. Bevor die englische Königinfamilie sich gegen die Pocken impfen ließ, wurden sechs zum Tode Verurtheilte probeweise geimpft. Für den Fall, daß die Probe gelingen sollte, wurde ihnen das Leben geschenkt. Der Versuch ergab ein so befriedigendes Resultat, daß der König gegen die Impfung nichts mehr einzuwenden hatte. Nach der Entdeckung des Lepraerregers wurde auf den Sandwich-Inseln einem zum Tode Verurtheilten der Lepra-Bazillus eingespritzt. Thatsächlich erkrankte der Mann an schwerer Lepra, so daß man nun die Gewißheit hatte, die wirkliche Ursache dieser furchtbaren Krankheit zu kennen.

Prof. Metschnikow befürwortet nachdrücklich die Idee, sich das menschliche Versuchsmaterial aus den Reihen der Verbrecher zu beschaffen. Nach seiner Ansicht sollten alle Staaten dieser Forderung der Wissenschaft nachkommen. Auf diese Weise würden jene Individuen, welche ihrer Anlage nach Feinde der Gesellschaft sind, der Menschheit Segen bringen.

Schmetterlingsheere.

Wie ein Aufzug von Julius Stephan in der Zeitschrift „Natur und Offenbarung“ erzählt, treten an gewissen Stellen der Bugung-Berge in Neu-Südwesten in jedem Frühjahr ungeheure Mengen eines gelben Nachtfalters auf, die so dicht schwarz sind, daß sie nicht nur die Felsen geradezu bedecken, sondern sich in den Felten anhäufen. Sie werden von den Raketen massenhaft vertilgt, aber auch die Eingeborenen schätzen die Thiere als Lederbissen. Der Naturforscher Selig hat in Magier Schwärme von Ordensbändern gesehen, deren Zahl auf viele Millionen zu schätzen war. Am Tage sahen die Thiere auf den Blüten und suchten ihrer lichtschönen Natur zufolge jeden dunklen Ort auf. Es genügte, den Hut abzulegen, um einige der Thiere darunter zu versammeln. Jeder schätzte liegende Stein, den man berührte, brachte einen großen Schwarm zum Aufsteigen. Derselbe Forscher hat Massenorkommen von Schmetterlingen in der Gegend von Eden im Jahre 1890 beobachtet. Dort waren es die sogenannten Eulen, die in ähnlicher Weise auftraten und auch am Tage in Massen umherflogen. Das Seltsame daran ist, daß für diese ungeheuren Schmetterlingsbälle die ganze Umgebung von Eden nicht die Spur vegetabilischer Nahrung bietet. Man kann sich daher gar nicht erklären, woher die Raupen das nöthige Futter erlangen können.

Die Erklärung der Erscheinung ist darin zu finden, daß die Puppen in der Erde zahlreich liegen, bis nach langer Zeit wieder einmal heftiger Gewitterregen losbricht und vorübergehend ein Erklären der Vegetation bewirkt. Der in die Erde eindringende Regen ist gleichsam der Lockruf für die Puppen, denen er anzeigt, daß es jetzt wieder zu essen gibt. In den Äquatorialgebieten ist die Schwärm-

bildung bei Schmetterlingen wie alle anderen Bethätigungen der Lebenskräfte eine außerordentliche. Eine der betanntesten Stellen, an der diese Flügel aufzubrechen, wäre der Wasserfall von Maros in Süd-Celebes. Der Naturforscher Ribbe erzählt, daß auf einer kaum 10 Fuß breiten und 35 Fuß langen Sandbank Tausende von Schmetterlingen auf dem feuchten Sand saßen, während die Luft von einer dichten Wolke erfüllt war. Der Vergleich mit einer Wolke ist hier wirklich taum eine Redefigur. Es handelt sich dabei um herrliche Exemplare der verschiedensten Arten. Sehr eigenartige Schmetterlingsflüge weist das Gebiet des Amazonasstroms auf, wie dies der englische Naturforscher Bates in anschaulicher Weise beschreibt. Er berichtet, daß die Zahl und Mannigfaltigkeit der bunten Schmetterlinge so groß war, daß sie geradezu die Phylogonomie der Landschaft bedingten. Jeder Schritt scheudte ganze Schwärme auf. Dabei läßt die Gesamtbewegung der Thiere häufig einen Sinn erkennen, indem Morgens der Zug von Nord nach Süd und Nachmittag in umgekehrter Richtung vor sich geht.

Das größte Schienenwalzwerk der Erde.

Im Jahre 1895 ist in Amerika zum ersten Male elektrische Antriebskraft zum Betriebe der Walzenstraße eines Hüttenwerks verwandt worden. Es war die Illinois-Stahlgesellschaft, die damals versuchte, mit dem Elektromotor zu arbeiten. Den amerikanischen Hüttenwerken lag aber nicht viel an Sparfamkeit im Kohlenverbrauch, und daher war jenes Beispiel nur in vereinzelten Fällen nachgeahmt worden. So kam es, daß in Deutschland ungleichlich mehr Hüttenwerke an elektrischer Quelle in Hüttenwerken im Betrieb waren als in Amerika. In jüngerer Zeit ist nun dort eine Anlage zum Hüttenbetrieb geschaffen worden, deren Grechbarkeit alles bisher Gekannte weit in Schatten stellt und das heute in seiner Art einzig dasteht. Das Werk ist mit Rücksicht auf billige Verfrachtung von Erz und Kohle an der Südküste des Michigan-Sees angelegt worden, an dessen Nordwestküste reiche Eisenerzlager ausgebaut werden. Das Haupterzeugniß sind Eisenbahnschienen für den „fernen Westen“. Wie der elektrische Anzeiger mittheilt, werden durch Verwerthung der Hochspannungselektromotoren von je etwa 4000 Pferdekraften betrieben, die 22,000 Pferdekraften Gleichstrom und 27,000 Pferdekraften Drehstrom erzeugen. Diese Elektrizitätsmenge soll bei vollständiger Durchführung der geplanten Anlage verdoppelt werden. Sie wird größtentheils im Schienenwalzwerk verbraucht, das in 24 Stunden 4000 Tonnen Schienen erzeugt, die aneinandergereiht etwa 60 Meilen lang sind. Das Walzwerk arbeitet mit hochspanntem Drehstrom, der mit 660 Volt circuitirt und ohne Umformung zur Verwendung gelangt. Die Walzenstraßen verfügen zu ihrem Antrieb über 24,000 Pferdekraften, die bis auf 36,000 erhöht werden können. Die Eigenart des Betriebes erfordert eine besonders starke Konstruktion der Motoren. Das Gewicht jeder dieser Maschinen beträgt 400 Tonnen. Besondere Müchigkeit war auf die bei jedem Walztrieb nöthigen Schwingmassen zu nehmen, die bei diesen Motoren durch Anschrauben von Gußstricken verändert werden können.

Die amerikanischen Teilnehmer am Vierzehnter Tag in Budapest haben das dortige Denkmal Washingtons besucht. Unter anderen konnten sie ihn als den größten Chirurgen seiner Zeit auf politischem Gebiete feiern.

Daß die Luftverkehrsfahrten sich gegenwärtig noch im Stadium eines ziemlich unrichtigen Experimentes befinden, erkennt man am besten aus der Sorgfalt, mit der die Buchmacher sich von den Flugbahnen fernhalten.

Als der Mond kürzlich den Planeten Mars bedeckte, war er diesem etwa 250,000 Meilen näher, als die Erde. Auf die Ermittlungen, die der Mann im Monde über die Marskanäle anstellte, darf man gespannt sein.

Die Meldung, der Kaiser beabsichtige, Zepplin zum Fliegen zu machen, klang schon deshalb sehr unwahrscheinlich, weil es für den König der Lüfte eine ganz unverdiente Rangerniedrigung bedeutete haben würde.

Der Yankee: „Mit kann Zepplin nicht imponieren. Ich laß mir jetzt einen Ballon bauen von New York bis Chicago und laß in der Gondel 'nen Luftzug verfehren.“